

# «Ich versuche, das zu ändern, was in meiner Macht liegt»

Vor neun Jahren reiste der Aids-Spezialist Ruedi Lüthy nach Simbabwe im Süden Afrikas. In der Hauptstadt Harare eröffnete er eine ambulante Klinik für aidskranke Menschen. Längst sind – der Not gehorchend – weitere Aufgaben hinzugekommen.

**S**ie gründeten 2003 die Stiftung Swiss Aids Care International und reisten nach Simbabwe, um dort Ihren Kampf gegen die Immunschwäche Aids weiterzuführen. Ist es Ihnen gelungen? Ja. Aber anders, als ich es mir vorgestellt hatte. Ich ging mit einem fixen Konzept nach Afrika: So wollte ich zum Beispiel am Universitätsspital von Harare eine ambulante Klinik für HIV-infizierte Menschen eröffnen und mit einheimischen Ärzten zusammenarbeiten. Ich war überzeugt, alles richtig geplant und im Griff zu haben – und machte die Erfahrung, dass es in Afrika so nicht geht.

**Wie geht es denn?** Man muss flexibel sein und sich ständig an die Gegebenheiten anpassen: Die bürokratischen Hürden für den Aufbau des geplanten Ambulatoriums am Unispital liessen sich nicht überwinden – also suchte ich ein Wohnhaus, dessen Zimmer in Konsultationsräume umgebaut wurden. Einheimische Ärzte fanden sich keine – also begann ich, Krankenschwestern für ihre neue Aufgabe auszubilden.

**Die Aufgaben Ihrer Klinik haben sich in diesen Jahren verändert und beschränken sich heute nicht mehr ausschliesslich auf die Behandlung HIV-positiver Patientinnen und Patienten. Warum?** Auf die ständig neuen Herausforderungen konnten wir nur reagieren, indem wir über unser Kerngeschäft hinaus dachten und uns den Bedürfnissen anpassten. Heute sind die Aktivitäten der Klinik sehr umfangreich – und alle sind sie einer Notwendigkeit entsprungen.

**Können Sie einige Beispiele nennen?** Viele Kranke können sich den Transport in unser Ambulatorium nicht leisten. Also haben wir zwei ausgediente Ambulanzen der Schweizer Armee zu mobilen Kliniken umgebaut und fahren damit in die Armenviertel. Oder: Die Hälfte der Bevölkerung in Simbabwe ist auf Lebensmittelhilfe angewiesen, und HIV-Infizierte haben sie besonders oft nötig, weil sie keiner Arbeit nachgehen können. Jetzt verteilt unsere Stiftung an die bedürftigsten Patienten die notwendigen Grundnahrungsmittel. Ein anderes Beispiel: Als Folge der Ansteckung mit HIV sind viele Kinder in ihrer körperlichen Entwicklung beeinträchtigt und fehlen im Unterricht. Bei uns werden sie physiotherapeutisch behandelt, und mit Nachhilfeunterricht wird ihnen der Wiedereintritt in die Schule erleichtert.

**Wie lernten Sie, mit all dem Leid umzugehen?** Das war ganz schwierig. Am Anfang sah ich vor allem das Leid, ich realisierte fast nur Trauer, Unrecht und Tod – und daran konnte ich mich nicht gewöhnen. Ganz schlimm wurde es 2005, als während einer sogenannten nationalen Säuberungsaktion in den Armensiedlungen mehr als 700 000 Personen vertrieben

wurden. Ich sah und hörte täglich, was diesen Menschen angetan wurde. Als ich es nicht mehr ertrug, kehrte ich in die Schweiz zurück, um wieder zu Kräften und zu mir selber zu kommen.

**Konnten Sie sich hier erholen?** Ja, und ich fand ein Leitmotiv, das seither mein Engagement prägt und mich lenkt: «Gott schenke mir die Kraft, Dinge zu tun, die ich vermag, und Dinge zu lassen, die ich nicht verändern kann. Und die Weisheit, das eine vom andern zu unterscheiden.» Dieses Gebet wurde für mich zentral. Heute versuche ich, das zu ändern, was in meiner Macht liegt. Ich konzentriere mich auf die Dinge, die funktionieren. Und das sind trotz allem viele.

**Was gibt Ihnen Kraft im Alltag?** Die überquellende Freude und Dankbarkeit der Patienten, vor allem der Mütter und Kinder, wenn sie wieder gesund werden. Die Anerkennung und Verehrung für meine Mitarbeitenden und die Arbeit, die in der Klinik geleistet wird. Viele Patienten sagen, hier seien sie zum ersten Mal in ihrem Leben ernst genommen, sei auf sie eingegangen, seien sie lieb behandelt worden.

**Ihr Therapieerfolg liegt bei über neunzig Prozent. Ist die Disziplin bei der Medikamenteneinnahme bei Ihren Patienten denn so gross?** Ich nenne es nicht Disziplin, sondern Therapietreue – und die ist in Afrika grösser als in der Schweiz. Unsere fast 4000 Patienten – davon sind ein Drittel Kinder – sehen wir einmal im Monat. Sie bekommen von uns eine Jahreskarte, auf welcher alle Termine notiert sind. Das funktioniert – auch wenn es in Afrika tausend Gründe gäbe, warum es nicht klappen könnte!



«Die überquellende Freude und Dankbarkeit der Patienten, wenn sie wieder gesund werden, gibt mir Kraft»: Ruedi Lüthy.

**Wie sieht Ihre Zukunft aus?** Mir stellt nicht die Pensionierung eine Grenze, sondern meine Lebenskraft. Solange ich jedoch noch darüber verfüge und solange ich

nach wie vor Freude an meiner Aufgabe habe, werde ich in Afrika bleiben und die Arbeit dort weiterführen. Natürlich merke ich, dass sich meine Kapazitäten re-

duzieren. Aber mit 71 Jahren darf das auch so sein.

**Auf Anfang dieses Jahres hat Ihre Tochter Sabine Lüthy die Geschäftsführung von Swiss Aids Care International übernommen. War sie Ihre Wunschkandidatin?** Meine Tochter – sie war mit Leib und Seele Radioredaktorin und -moderatorin – ist mir schon bisher hin und wieder als Beraterin zur Seite gestanden. Wir sind sehr offen zueinander und kennen und vertrauen uns zu hundert Prozent. Sie spürt die gleiche soziale Verantwortung und hat die gleiche ethische Einstellung wie ich. Ich finde es grossartig, und es ist für mich eine unglaubliche Erleichterung zu wissen, dass die Stiftung und meine Arbeit auch dank meiner Tochter langfristig in meinem Sinne weitergeführt werden.

Ursch Vollenwyder